

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1930**

231 (4.10.1930) Die Mußestunde

und der Geirite B, der sich neben ihm hinwerfen will, fällt in das Seitengewehr vom Unteroffizier, das ihm durch Brust und Lunge geht. B. ist auf der Stelle tot.

Das sind drei wahre, kleine Kriegsgeschichten!

### Literatur

Alle an dieser Stelle besprochenen und angeführten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlagsbuchhandlung bezogen werden.

Kapitän Kirckhoff, 1. Band: Meine Weltumgehung mit dem Fischtaucher „Dampfer“. Zweite Auflage, 21-40. Tafeln, Leinenband mit Goldbroschur, 100 Bilder in Kupferdruck, Vierfarbendruck-Deckelbild, 2. Erdarten für den Weltsee. Preis 5.- M. Erschienen im Friede-Berlag, Berlin N. 113, Schulzeiner Straße 3. — Kapitän Kirckhoff hat am 2. Januar 1926 seine Weltumgehung auf seinem kleinen Fischtaucher „Dampfer“ im Besitz von 6 Meilen lang und 65 Zentimeter hoch mit nur 4 Mann Besatzung begonnen und ist am 25. Dezember 1927, also fast genau nach 2 Jahren nach Zurücklegung von 32.000 Seemeilen in Cuxhaven glücklich wieder gelandet. Er wurde am 29. Dezember 1927 vom Hamburger Senat, den Deutschen Reichsbehörden und durch eine dreikontinentalige Menge in Hamburg feierlich begrüßt. Das von ihm verfaßte Buch über seine Weltreise ist eine Reihe höchster Erkenntnisse.

Zwei Bücher von Kapitän Kirckhoff, 2. Band: Das neue Kirckhoffbuch, Ergänzung und Erweiterung des Buches „Weltumgehung“. Soeben erschienen. Leinenband mit Goldbroschur, 21 Tafeln, 100 Bilder in Kupferdruck usw. Preis 5.- M. Friede-Berlag, Berlin N. 113. Das Buch ergänzt und vervollständigt in dieser Beziehung das Buch „Weltumgehung“, insofern in Bezug auf die Bilder, als auch ganz besonders im Text. Es wird uns ein neues und vollständiges Bild abgeben, wie der Kapitän durch den Weltkrieg die nötigen Erfahrungen macht, auf einem kleinen Fischtaucher die großen Meere trotz aller Gefahren zu durchqueren. Neueste Lebenswirdig und humorvoll plant er das weitere Vordringen seines Schiffes nach dem Weltende. Des Weiteren gibt er einen Durchsicht über seine Weltumgehung in dem Kapitel: „Nach meiner Weltumgehung“. Alles in allem ein Buch für jedermann hochinteressant zu lesen. Für die heranwachsende Jugend insbesondere ist es ein Schatzkästlein. Der Preis von 5.- M. für den Ganzleinenband ist bei der hervorragenden schönen Ausstattung gering zu nennen.

Zeitschrift für Geopolitik, 7. Jahrgang, 1930, Heft 9. Mit Recht erinnert die „Geopolitik“ in ihrer zum Sonderheft angebotenen Septembernummer daran, daß ja mit der Weltänderung die Fragen noch nicht bereinigt sind, die zwischen Deutschland und Frankreich stehen. Vor allem sind es drei Komplexe, die zur Erörterung gestellt werden müssen und über die das Sonderheft der „Geopolitik“ einen guten Überblick gibt: 1. Die Internationalisierung des Abens unter Ausschaltung des deutschen Einflusses, damit verbunden die Frage der Ableitung des Abens in seinem Ursprung auf französisches Gebiet durch den geplanten Kanal Straßburg-Paris. 2. Die Schöpfung des gelamten baltischen Wirtschaftslebens durch die Zoll-Einkauf gegen das Elfaß, mit dem Abens geopolitisch unangenehm verbunden ist. 3. Die Saarfrage, aber deren Einzelheiten man im allgemeinen viel zu wenig weiß. Wir halten es für wichtig und notwendig, daß auf diese Fragen nachdrücklich hingewiesen wird und empfehlen als Informationsquelle das angegebene Heft der „Geopolitik“ heranzuziehen.

Die hölzernen Kreuze von Roland Dorogels. Aus dem Französischen überf. von Tony Reiter und Erhard Krieger. Monama-Berlin, AG. Bonn-Lügen, Belgia, Stuttgart. In Zeilen geb. 88. 7.-, Schv. Nr. 875. — Endlich liegt nun der große französische Kriegroman in deutscher Sprache vor — man muß sich wundern, daß er nicht schon früher erschienen ist. Denn es ist selbstverständlich, daß es nicht nur den früheren deutschen Frontkämpfer, sondern daß es jeden Deutschen überhaupt heutzutage interessieren muß, zu erfahren, wie es drüben zuging, bei unserem hartnäckigen Gegner, dem einzigen, der dem deutschen Soldaten militärisch ebenbürtig war. Der Verfasser Roland Dorogels (das s am Ende des Namens wird ausgesprochen) hat den Krieg erst als Dolmetscher, dann als Flieger mitemacht; sein Buch ist in Frankreich über 400.000 Exemplare verkauft worden. Es ist schon 1919 erschienen, lange vor den neuen deutschen Kriegromanen, in einer Zeit, in der Frankreich noch vom Dab- und Siegesstimmeln erfüllt war; aber dieses Lebensgefühl, diese und große Buch ist in einem Geiste der Objektivität geschrieben, der den deutschen Leser wohlwollend berühren muß. „Die hölzernen Kreuze“ sind eines der schönsten menschlichen Dokumente, die wir vom letzten Krieg besitzen. Es spricht der Geist des echten Heldentums aus ihm, der immer und an allen Fronten von Humanität durchdrungen war, der wohl unter dem Druck eines aberkämpften Soldaten sich zu lebenswichtigen Ausdrücken hinreißen läßt, aber doch drüben den christlichen Gegner, ja fast den Kameraden erwidert. — Bei jeder Seite fühlt man: „So war er, so muß er gewesen sein.“ Die Soldaten, die Feldwebel, die Offiziere, die Sergeanten, die Ärzte, die Freiwilligen, die Weiber... Ein Kriegsbuch — und mehr: ein echt französisches Buch, aus dem jeder, der richtig zu lesen versteht, den Franzosen besser kennen lernt als aus tausend anderen Büchern. Eine große Mischung und ein wahres Buch, ein Buch aus dem „Volks“ nicht weniger als aus dem „Hochkultur“. — Wer es mag, er kann es auch in der Originalsprache lesen. Die hölzernen Kreuze“ voraufgesetzt wurden, vor der Wahrheit dieses Buches müssen wir uns alle beugen. Es wird Zeit, daß wir von der anderen Seite mehr hören, und nun gleich von dieser Seite: der einzige Gegner, der wie wir von 14 bis 18 dabei war, die anderen fielen ja alle früher aus der Schlacht aus. Und die vorliegende Buch der deutschen Herkennungsmerkmale ebenso wie der erlittene Widerstand, den unsere Soldaten jedem Angriff entgegensetzten, ist noch nie so deutlich aufgeleuchtet worden. Schon darum sollte jeder Frontsoldat bei uns das Buch lesen; er sieht das Weiden der Gegner, aber er sieht auch sich selbst von der anderen Seite...

Die Nummer 19 der „Frauenwelt“ bringt neben dem Roman und dem gut ausgebauten Modelteil fesselnde Artikel über die Hygiene-Ausstellung in Dresden, Pfingsttag bei Island und die Handelsmarine. Der Welttag Dr. Zuffi Dorf: „Die Verhältnisse in mich bei kleinen Mädchen und Mädchen Erkrankungen meiner Kinder“ wird jede Mutter interessieren und unsere Kinder werden schon sehr glücklich wieder auf ihre „Frauenwelt“-Beilage warten. In den Anzeigen: „Wer weiß hat“, „Was gibt es im Film“, „Saude und Kleidung“ und im „Medizinischen Briefkasten“ finden wir soviel Beschreibungen, Anregungen und Ratsschläge, daß wir den Bezug der „Frauenwelt“ nur wärmstens empfehlen können. Preis 35 Hk., mit Schmittmutterbogen 45 Hk. Bestellungen an alle Volksbuchhandlungen, Postämtern und der Verlag F. v. S. D. H. Nachf. G.m.b.H., Berlin SW 68, Lindenstraße 3, entgegen.

### Käselecke

Besucharten-Käsele

Ed. S. Reifeisen

Da hat mir ein Mann seine Besuchskarte abgegeben und mich auf die Frage, was er von Beruf sei, beantwortet, das ergebe sich schon aus seinem Namen, ich möchte nur die Buchstaben richtig durcheinandermischen und ein einzelnes neues Wort daraus bilden! Mein lieber Mann, ist das nicht festlich?  
„Allerdings“, meinte der Gemahl. „Aber gib doch einmal die Karte her; ich will versuchen, was sich daraus machen läßt.“  
Es dauerte ziemlich lange, bis der Wühler das Käsele ge- löst hatte; umso größer aber war dann seine Freude.

### Scherz-Aufgabe

Was ist mehr: Drei Paar Wiener Käsele, eine Effe und Einer, der getüchtig bekommen hat — oder zwei Sipsos?

### Käseleausföjungen

Doppelviereck-Käsele: Erwin, Deen, Ilias, Anker, Halle = Weinele.

Käsele: Paul — Paula.  
Nichtige Pfungen sandten ein: August Schlemmer, Julius Grimmer, Karlsruhe.

### Wiß und Humor

Luftige Polizei-Anekdoten des Auslandes

Ein witzig kritischer Grund

Wie die übrigen dänischen Beamten, so genießen auch die Polizeibeamten in Dänemark allerlei Sporteln. Wenn z. B. ein Handelsmann beim Kaufieren ohne Erlaubnis angetroffen wird, verfällt die beschlagnahmte Ware dem Beamten, ebenso erhält er seinen Anteil an dem Erlös von Schmuggelware usw. Bisher hatten in den Stadt Vorjör 1 Oberpolizist und 9 Polizisten die Ordnung aufrechtzuerhalten. Kürzlich ist die Zahl der Unterbeamten auf zehn erhöht worden. Und warum? Weil, wie ein sozialistisches Blatt meldete, der Anteil der einzelnen Polizeibeamten an den Sporteln viel leichter errechnen läßt, wenn man durch zehn, als wenn man durch neun teilen muß.

### China

Der Polizeipräsident von Peking hat eigentümliche Ansichten von den Frauen des 20. Jahrhunderts. Er erließ 1927 eine Verordnung, in der es heißt:

„Bei verschiedenen Gelegenheiten haben übermoderne Frauen dem Geleis nicht gehorcht und die Bräute des Landes verlegt. Junge Studentinnen und Damen der höchsten Gesellschaftskreise tun sich besonders darin hervor. Wenn diese jetzt herrschenden Zustände weiter eintreten, ist es ganz unmöglich, daß die Moral des Landes auf ihrem alten Niveau bleiben kann. Aus diesem Grunde ordne ich an, daß die Polizei, wenn sie Frauen in aufmässigen Kleidern mit Kubistöpfen trifft, sie sofort verhaften, um sie schwerer Bestrafung auszuführen. Frauen haben zu sikkern und zu gehorchen.“

### Der Notenschreiber

Der uniterische Komponist Koffini ließ sich eines Tages bei der Behörde seiner italienischen Heimat einen Paß ausstellen. Der Polizeisekretär, der zu diesem Zwecke seine Personalien aufnahm, fragte den Künstler nach seinem Beruf. „Notenschreiber“, antwortete Koffini kurz. Der Beamte verstand ihn nicht und wollte wissen, ob mit Noten etwa Rechnungen gemeint seien. Der Meister wurde ungeduldig. Vielleicht war er auch in seiner Eitelkeit ein wenig gekränkt, daß man ihn nicht kannte. Er entgegnete mürrisch, daß Noten eben Noten seien.

Der Polizeisekretär wußte sich nicht anders zu helfen und schrieb in den Paß als Beruf: Buchhalter.

### Alte Polizeiverordnungen

Im Juli 1928 erschien in einem norwischen Speisestaurant der City von London ein eleganter Herr in mittleren Jahren, in der Hand ein ungebratenes, aber fertig paniertes Kotelett. Er ging in die Küche, hat den Oberkoch um eine Pfanne und um einen Paß am Herd. Fett zum Braten habe er selber mitgebracht. Man geriet in einige Verwirrung und holte schließlich den Geschäftsführer herbei. Es gab lange Auseinandersetzungen, in denen es jedoch nicht gelingen wollte, dem sonderbaren Gast klar zu machen, daß er entweder ein gebratenes Kotelett bestellen oder sein Kotelett zu Hause selber braten müsse.

Mit Gewalt wurde der für verrikt gehaltene Herr schließlich aus der Küche und dem Hause befördert. Nach einer halben Stunde erschien er wieder in Begleitung von zwei Polizeibeamten und einem Rechtsanwalt, der dem erkrankten Geschäftsführer einen Paragrafen vorlas, nach dem

„Jeder englische Bürger das Recht hat, die Küche jedes Restaurants unentgeltlich zu benutzen, falls er die Naturalien mitbringt.“

Das noch immer geltende Gesetz, das aber längst verfallen ist, stammt aus dem Jahre 1473. Die Absicht des Herrn war, der Regierung zu beweisen, daß derartige Gesetze endlich einmal aufgehoben werden müßten. Dieser Beweis dürfte ihm gelungen sein.

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur S. Winter, Karlsruhe.

# Die Mußbestunde

## Zur Unterhaltung und Belehrung

39. Woche 50. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 4. Oktober 1930

### Die toten Soldaten

Von Heinrich Verch

Wenn einen Kameraden eine Angel trifft und er fällt hin, dann müssen die andern marschieren und weiterziehen. Diesen muß ich stehen und nicht nach ihm sehen, müssen weiter und immer weiter gehen. „Weiter“ brüht im Schreiten das raube Kommandowort, treibt sie hinter dem fliehenden Feinde fort. Soldatenblut, Kameradenblut ist immer allein, immer müssen bei Soldaten Kameraden sein.

Und ehe er ganz verlassen und einsam steht, sein suchender Blick um Menschen, um Freunde wirbt. Dann kommen die Geister der toten Kameraden herbei, die nicht schlafen können beim Schreien und Kriegesgeschrei. Einer löst ihm vom Rücken den Tornister schwer, einerholt ihm die entfallenen Waffen her. Niemand um ihn herum, von Waffenbüchsen ein Kreis, lauschen sie ferner Schläge, belen und singen leis. Wenn dann aus keinem Augen flücht, einer seine Gedanken Augen flücht, seine Seele steigt aus dem Körper heraus, steht wie ein fröhlicher Cherub aus. Schwelend zur Höhe, umfliegen sie liebend ihn, solange den streitenden Heeren, freisen sie darüber hin. (Mit besonderer Erlaubnis des Verlegers Eugen Dieberichs Jena, dem Buch „Derz“ Aufgabe, dem „Blut“ von Heinrich Verch entnommen.)

### Coretto

Von Friedrich Franz von Unruh.

Von Lens aus führt eine Straßenbahn an den Fuß der Lorettobühne. Man merkt kaum, daß die Bahnen am Rande der Stadt, in Wien und in Ungarn Neubauern sind. So sehr gleicht die rechte Seite, die damals Front, die blatt-schmutzige Rot dem fröhlichen Aussehen. So standen sie schon im Krieg, nur damals von Granaten durchwühlt. Jetzt ist alles neu und hell. Schaulustiger stellen Lebensmittel, Kleider und Trüdel aus. Auf der Straße herrscht ein lachendes Treiben. Frauen kaufen ein. Bergleute kehren heim. Kinder spielen und schreien. Wie damals waren die Türme der Gruben hoch über die Stadt. Doch steht man jetzt, wie das Föhrerrad, das so lange Zeit stillstand, sich dreht. Auch die Laubenschir, die dort schwenkt und freist, ist ein Anblick, den es nicht gab: Brieftauben, ein Wertzeug des Feindes! Jetzt fliegen sie blinkend und frei.

Die Bahn hält in Soubes. Ich erkenne es nicht. Ein neuer Ort deckt die Stelle des alten. Statt Ruinen stehen Bauernhäuser mit Gärten davor. Hellblauer Rittersporn und oranene Ringelblumen leuchten freundlich heraus. Ein neuer, bequemer Weg strebt in langsamer Steigung heran. Röhre liegen wiederfindend am Dama; eine weiße Ziege schmeißt sich zierlich ins Gras. Dann fließt Kornmieten rechts und links; ein Saferfeld flirrt im Wind. Dem Morgen, der dießig und herblich war, folgt ein klarer, fall heller Tag. Rinasum wächst die Bläue ins Rand, leicht aufgesetzt auf den fernern, unabherrbaren Horizont. Schwalben schwirren; sie sitzen und wagen sich in der warmen Luft.

Schwer fühlig, daß man hier steht, aufrecht steht, daß einen keine Granate zerreiht! Hier, wo jeder Gang löst ein Todesangst war, wo um hundert Schritt vorwärts Regimente verbluteten. Daß man hier wandert, in zwanzig Minuten den Weg macht, der sonst Stunden um Stunden durch Sappen und Trichter führte. Wer erriebe das noch! Wer abute die Gräben, das Labrynth, in dem selbst der Kundige sich verirrt. Kein Anzeichen mehr, keine Spur. Der Wind weht aus den Weiten des Artois, des Bas le Calais. Man löst ihn an Stien und Haß, an der waffenlos nackten Hand. Kein Schuß, kein Einschlag wirkt einen aus kurzem Aufatmen in den Helm, in das Grab. Ich kann gehen und bleiben, den Frauen aufgeben, wie sie schwachend im Felde sitzen, dem Bauer, der hinter dem Schimmelspann seinen Pfus durch den Acker treibt. Aus der Weide, die aus Stoppelweiden ansetzt, kommt leiser Duft. Bewahren, Mohblumen, Johanniskraut mischen ihr Blau Rot und Gelb.

Eine Stätte des Friedens — wäre nicht über dem Hügel der Turm! Man sah ihn schon lang, auf der Fahrt, dann im Anstien, neben der neuerbauten Kapelle. Ein weißer Turm. Der „Leuchtturm der Toten“. Ein gigantischer Leidenfinger. Spis, unheimlich, in gespenstischer Fremdheit steht er über dem wieder tragenden, blühenden Land.

Die Dachfläche trägt einen Kirchhof. Hier ruhen — besagt eine Tafel — 34.472 Franzosen. Durch Gräberreihen zur Rechten und Linken gelangt man zum Turm. Und hier an der Stätte des Ruhms, des nationalen Gedenkens ruht diese Inschrift:

„Vous qui passez en pèlerins près de leurs tombes, Gravez-vous leur calvaire et ses sanglants chemins, Ecoutez la clameur qui sort des hécatombes: Peuples, soyez unis! hommes, soyez humains!“

Die Krappa innen im Turm vertieft die Mahnung; vier Gruppen von Särgen überdecken ein Weinsaus; 16.000 der Toten waren nicht mehr erkennbar, nur Felsen von Knochen und Fingern. Ampeln erbellen den weissen Füllraum. Blumen und Schleifen umfassen ihn mit dem Dank und den Farben Frankreichs. Zweihundert Särgen führen von hier auf die Plattform. Dort ist die Lampe, die nachts, von Einbruch der Dunkelheit bis zum Morgen, brennt. Die, meilenweit sichtbar, über dem Kirchhof und den Kampfplätzen dreht. Ich lege hinaus. Eine Fülle von Namen schießt plöschlich im Rundblick zusammen. Namen, die monatlang Millionen bewachten. Namen, wieder und wieder genannt, eingestanz in Bewußtsein der Völker. Namen der Qual, des Todes, der Tränen. Souchez, Carency, Albain, Givenchy, Vimy. Und, jedem Kämpfer von dort vertraut: Ransel, Schlammulde und Lotenwiege. Im Süden die Judentürme von St. Eloi. Im Norden die Ebene von Lens; das Bechengebiet, flaches Land, auf das die Schlachtenbalden Potamiden auftrümmen. Man hat eine weite Sicht. Der Wind, der sie reinbläst, braust und heizert sich fast zum Sturm.

Unten steht man dann auf den Planken des Turms Berle zum Ruhm der Gefallenen. Gott, heißt es, wird dies Chaos menschlischer Trümmer erkennen: als „Straub der Helden“. Die Lampe ist die Leuchte der Toten, ihr Herold in der Nacht des Bergessens. Das Licht, am Glanz ihres Ruhms entzündet, ein neuer Stern an dem Himmel Frankreichs. Gegenüber vom Turm steht die Kirche. Notre Dame de Lorette. Schon im Frühjahr 1915 war die alte zerstört. Man sah noch die Trümmer. Heute stehen auch sie; man weiß kaum die Stelle. Die neue Kapelle dient der Feier der Toten. Inzwischen Kirche und Turm steht ein Denkmal: General Maistre, vor dem ein Soldat präsentiert. Ich durchschreite die Gräberstrahlen. Man ist dabei, Kreuze, deren Inschrift verblaßt, zu ersetzen. Jedes Grab ist mit Blumen, mit Pfingstnelken, Rosen, Lavendel besetzt. Junge Bäume reden sich in den Himmel. Ein gewaltiges Ehrenmal. Die Nation trägt so scheint es, ihre Dankeschuld ab.

Am Strand, neben dem Kirchhof, sind zwei ganz wie Gräber umgitterte Plätze. Es geht in die Erde. Links steht „hommes“ und rechts „femmes“. Neben der Heldenverehrung die Realitäten des Lebens. Wie ich noch diese Gräfte betrachte, endete ich, wo ich hin. Am Ausgang des Schlammtals. Hier lief unter Anmarschweg in die Stellung. Dort die Heide, der Stellung — die Zeit zerbricht. Wir marschieren die Chaussee nach Bethune. Kappeklumpen flacken grau in das Schwanz. Der Märzwind weht. Wir gehen, forschen weit vorgebeugt, in schmutziger Uniform, die Beine bis zur Hüfte umwickelt. Es regnet. Granaten heulen, plumpfen, freieren nicht in dem naßen Grund. Köbigen ins Schlammfeld, rechts Rollen, links Brei. Vor mir schwannt, von zwei Männern gemiegt, ein Moschinnengeweb. Sie gehen weiter. Ein Mann drückt ein. Man zerrt ihn heraus; seine Stiefel bleiben in der klebrigen Masse. Erst im oberen Tal wird es trockener. Bataillonsgeschäftsstand. Der Adjutant zeigt auf der Karte die Stellung: Ich trete zurück und verfinde. Eine Stimme lacht: „Warum legen Sie sich zu den Toten?“ Hände helfen mir aus der Grube. Vorwärts. Durch Gräben, Trichter, über Stachelbrast fort. Leuchtigel, Schiffe. Schreie, ein verhaltener Hauch; Sanitäter; weiter. Um drei Uhr morgens ist die Linie erreicht. Abföhma. Die andern ziehen ab. Ich folle in meinen „Unterstand“, ein Loch in der Grabenwand, dreiviertel Meter hoch, anderthalb Meter tief; strecke mich, schlafe. Es liegt sich weid. Beim Aufwachen zeigt sich, einer hält mich im Arm.

Die Hand trakt mir wässern entgegen. Ein Franzose, die Leiche steht in der Wand. Dann der Gang durch den Graben bei Helligkeit. Ueberall Tote, neben Sandhöfen eingebaut, aufrecht in der Schulterwehr. Erst erschrickt man. Dann gewöhnt man sich; griff ihnen, um sich zu halten, nicht aussurufen, unbesorgt ins Gesicht; ab dann mit denselben Fingern sein Brot. Man gewöhnt sich, wurde stumpf. Und doch ätze sich einzelnes der Erinnerung ein. . . . Beschießung, Granateinschlag — Stille. Auf den Boden geduldet, höre ich eine Uhr. Deutliches Liden; aus der Erde heraus. Wir graben. Ein Loter; ein französischer Leutnant. Wir nehmen ihm seine Papiere. Ein angefangener Brief ist dabei. Ich lese: „zur Zeit ist es ruhig. Sei ohne Sorge. Sei ohne Graueus liegt das Niemandsland. Stachelbrat, leuchtende Reiter und Tote. Arme, Beine und Köpfe. Köpfe, erschlossene Mäntel. Flüssig, vor mir eine glatte Wand. Der Franzose greift an. Aber es noch ein Hofen Mann schreit, laufen die Granaten hinein. Bier Volkstreffet, Fertig.

Es regnet, und wir kriechen von Schlamm; heben vor Kälte. Unsere Därme lassen uns keine Ruh. Der Abort ist ein Trichter. Granaten versplühen ihn. Immer wieder fallen Verwundete in den Kot. Einem ist, als er hockte, der Kopf abgerissen. Nun liegt er, und sein Hinterteil lezt.

Es ist heiß geworden. Ich lehre auf den Kirchhof zurück. Was eigentlich soll der Kommando diese Stätte des Ruhmes! Was soll sie den Toten! Hat man denn scheiden können: hier deutsch, dort französisch? Waren nicht die Knochen vermischt? Nun sie trennen, scheinbar sondern, erschüttern als „Geldentraub“? Dient das den Toten? den Lebenden? da irren sie um die Gräber. Eine Kinderhülle pilgert vorbei, der Priester lenkt sie. Ein Erzeant liegt die Gräberhülle. Neugierige Wägen mit Taschen voll Mundvorrat gehn umher. Eifern führen ihr Kind. Es lenkt lauren; es wackelt auf der Straße der Ehre zwischen Gräbern und Kirche die ersten Schritte. Ein Cheparat plantert. Ein Junge knipst am Kapellenportal eine Gruppe. Was wissen sie von den Toten!

Sicher, daß mancher in jedem Gefühle hier weilt; daß ihn das mahllose Leid ergreift; daß er gleich dem Eingangspruch Friede meint; daß der Kirchhof diesen Willen bestärkt. Aber bleibt das nicht Utopie? Ohnmacht vor dem Leuchtturm des Ruhms? Wo Gemüter gelandet sind, geht eines los. Wo gerüstet wird, gibt es Krieg, kein Vertrag hält ihn auf. Keine Einrichtung bietet Sicherheit. Die gibt nur der Mensch. Vielleicht daß die Toten sie wüßten! Sie waren verwandelt, das Leben brach fest in ihnen auf. Sie verzehrten ihr Ich, opferten sich, Sie krochen für den Feind selbst ins Stacheln, ihn zu bergen. Trotz dem Verbot, dem Tod ins Gesicht. Tausende fühlten damals nicht feindlich, nein menschlich. Sie standen an der Schwelle zu Neuem. Wenn sie selbst erschaffen, — wer mozt, wer ist reif zum Frieden?

Anweit des Kirchhofs steht eine Bude; Souveniers liegen aus. Von dort führt ein Sobiweg nach Ablain; früher ein Annarhof. Man sieht noch die Spuren zerschüttelter Unterstände. Hier und da Wellblech und Stachelbrat. Gestrüpp hat das alles bedeckt. Brombeeren, Hagebutten und Schlieben beginnen zu reifen. Die Bude färbt sich schon rot. Ablain ist neuerbaut. Nur die Kirche steht als Ruine. Solundersträucher im Schiff, die Mauer von Geschossen versplitzert. Ich erweise die Höhe zwischen Ablain und Corcenen. Das letzte Mal war es nachts. Ein Anstich hatte unsern Vorgesetzten. Man wußte nicht mehr, wo was stand, wo was lag. Deutlich sind die Granaten vor den, Maschinengewehre taten. Heute ist Stille. Die Bauern sind von den Feldern heim. Kein Mensch weit und breit. Tauben durchsuchen die Stoppeln. Ein Schwabenschwanz gaukelt vorbei. Der Hügel drüben vom Boulevard über die Kanal bis Notre Dame ist ein friedliches Bild, eine schöne Landschaft, eine Aussicht für Wanderer. Der Wind blüht die Luft, er duftet von Aie. Kein Wölken am Himmel; rinos sanftes Blau. Nur der Turm steht hinein. Grelleweiß im Mittags. Geisterhaft. Eine Warte des Todes. Auch früher geschah es, daß hier für minutenlang Ruhe war; bis ein Schuß sie zerbrach. Ich lausche. . . . Nichts. Gläserne Stille.

Es ist dunkel. Ich sitze am Fenster in Lens. Die Sonne ist hinter Vorello untergegangen. Jetzt blüht dort hin und wieder ein Licht, das Feuer des Leuchtturms. Ein Stern — so hieß es ja wohl — an dem Himmel Frankreichs.

Ich bin, ehe es Abend wurde, auf dem Kirchhof gewesen; den Soldatenfriedhof in Lens. Dort liegen 15 000 Gefallene; Deutsche Reihen von schwarzen Kreuzen; Namen darauf. Nur vereinzelt ein Kranz, ein Geranienkranz. Sonst Gras; Nichts als Rasen und Aie. Ein paar Leute hüpfeln ihn ab; klopfen das Heu in die Säcke für Kornidol und Biegen. Der Wäcker, ein Inwalide, versichert mir, seine Schuld sei das nicht; die Menterung verflucht ihn, jedes Grab für das Geld eintreffe, so schänden; doch kommt nichts. Es erschütterte mich. Ich dachte an den Friedhof da oben. Jedes Grab überhäuft von Blumen. Die Freunde aber, die Kameraden verscharrt wie Hunde. Und doch bringt der Anblick gerade dieser ins Herz. Wie sie da liegen, ganz ohne Kommando, ohne Aussicht auf Sieg. Gegen vierfache Uebermacht; auf verlorene Posten. Sie hielten für Deutschland, aber ihr Kampf wuchs über nationale Ziele hinaus. Wie sie kämpften, das macht sie groß. Der Menschentum war erschütternd; das, was die „feindlichen“ verband: der Mut, die Aufopferung, das schlichte, willige. Dem entspricht diese Kreuzesstätte. Ohne Kränze und

Stein. Kein Schmutz dämpft den Ernst des Durchlittenen. Kein Rosenkranz überläßt ihn. Am Turm steht die Mahnung: „Wölker seid einig, Menschen, seid menschlich!“ und droht in dem Feuer über das Land. Als „Kut“, als Vermächtnis der Toten. Doch es ist das Verhängnis, die Macht des Sieges, daß er das Opfer verflucht zum Ruhm, den Willen zum Frieden in den zur Nacht. Anders für uns, die Besiegten. Uns war der Erfolg verflucht. Unmöglich, die Toten mit eitlem Ruhm zu betränen. Ihr Opfer blieb ungelobt, ungedankt; eine stille Saat: reisende Kraft, jenen Ruf zu gestalten.

## Der Herrgott im Drahtverhau

Von Wilhelm Seydich.

Eines Tages erhielt der Eskadrenführer Adam Baldamus keine Einberufung zum Deseresdienste.

Er empfand keinen Schreden darüber, daß er nun ebenfalls in die Reihen der Todgeweihten eintreten sollte, denn der Tod belag für ihn nichts Furchterregendes; er sah in ihm nur das Geheimnis eines unlöslichen Rätsels. Aber ein Grauen überfiel ihn dennoch, daß nun auch er die Waffen gegen die lebende Kreatur erheben sollte, daß er verwunden und töten sollte. Sein ganzes Leben war bisher auf Erhalten, Wägen, Schützen eingestellt gewesen, und seine tiefe und heilige Ueberzeugung war es, daß darin allein der Sinn des Lebens lag. Er vermochte es nicht, sich eine Notwendigkeit vorzustellen, die Töten, Vernichten ebenfalls zu einem Lebenszweck erheben konnte.

Dennoch war Adam Baldamus zu hart von der Gewohnheit des Gehorsams befangen, als daß er dem Befehl sich widersetzt hätte. Er schnürte, als die Kunde gekommen war, sein Bündel, nahm Abschied von seinem Hause und seinem Garten und fuhr nach der ihm bezeichneten Garnison.

Die Präliminarien der Ausbildung, die Unterweisung im Gebrauch der Waffen, lieb er geduldig über sich ergehen. Die Notheiten seiner Vorgesetzten ertrag er ohne Auflehnung. Auch über die gutmütige Brutalität seiner Kameraden kam er hinweg, nachdem er erkannt hatte, daß sie nur gegen den Stummstirn und die Hoffnungslosigkeit ihres neuen Daseins anzukämpften suchten. Sein großes Leiden begann erst, als er zu einem mobilen Trupenteil in der Etappe verlegt wurde, wo ihm der Zweck seines neuen Berufes am ersten Male nabetrat.

Hier erlebte seine Vorgesetzten eine merkwürdige Ueberzeugung an diesem stillen und geborgenen Menschen.

Eines Abends wurde ein Parolebefehl bekanntgegeben, daß das Kriegsgesetz des Landes einige Einwohner der Spionage überführt und zum Tode verurteilt habe. Zu dem Exekutionskommando, das am nächsten Morgen die Hinrichtung vollziehen sollte, gehörte auch Adam Baldamus.

Als sie um vier Uhr in der Frühe zum Anmarsch antraten, meldete sich Adam bei seinem Kompanieführer und bat, ihn von diesem Dienste zu befreien.

Der Offizier machte erstaunte Augen, die Unteroffiziere und Mannschaften starrten Adam fast erschrocken an. „Warum wollen Sie von diesem Dienste befreit sein?“ fragte der Leutnant. Adam wagte es nicht, den Grund anzugeben und sah vor sich nieder. „Sie müssen doch eine Ursache haben“, sagte der Leutnant. Da blickte Adam gleichsam in einem Schuldbewußtsein auf. „Ich kann nicht töten“, murmelte er kaum hörbar.

Der Leutnant schenkte ihm nicht verstanden zu haben. „Was haben Sie gesagt?“ fragte er. „Wiederholen Sie das doch mal!“ — „Ich kann nicht töten!“ wiederholte Adam laut, indem er glühend rot wurde. „Sagen Sie mal, sind Sie verrückt geworden?“ rief der Leutnant. „Was bilden Sie sich denn ein, wozu Sie hier sind?“ — Adam blühte sich hilflos um und sah, wie seine Kameraden zu lachen begannen. Auch der Leutnant lachte. „Aha, Sie haben Angst“, sagte er, vorläufig noch ohne Zorn. „Das wird sich geben. Jetzt aber treten Sie ins Gesicht zurück. Ihre Bitte kann ich nicht genehmigen.“ — „Herr Leutnant!“ rief Adam flehend, ohne sich zu rühren, „ich kann nicht töten!“ Und dann, als keine Antwort kam, verzweifelt: „Ich werde nicht schiessen!“ — „So-o-o?“ sagte der Offizier verächtlich. „Nun, das werden wir ja leben! Jetzt befehle ich Ihnen, ins Gesicht zurückzutreten!“

Adam gehorchte schweigend, und das Kommando marschierte ab. Als sie vor den Verurteilten standen, die stumpf und teilnahmslos den unabwendbaren Tod erwarteten, schloß Adam die Augen. Die hilflosen Kommandos folgten und wurden ausgeführt. Die Salve klang, und die Opfer lagen flumm am Boden. Gleich darauf ließ der Offizier sich Adams Gewehr reichen und öffnete die Kammer. Es zeigte sich, daß Adam seine Worte wahr gemacht und nicht geschossen hatte.

„Gut“, sagte der Leutnant mit einem bösen Schelm, „die Polen werden Sie zu tragen haben.“ — Wegen Gehorsamsverweigerung wurde Adam zu vier Wochen strengen Arrests verurteilt. Man sahte ihn noch sehr gelinde an.

Adam Baldamus sah seine Strafe mit ergebener Ruhe ab. Der ohn seiner Kameraden, die berechneten Niederträchtigkeit der Unteroffiziere waren in der Folge weit qualvoller. Die Offiziere trachteten ihn mit verächtlicher Ironie. Aber je mehr Berachtung er zu leiden hatte, desto unbefangener wurde sein Entschluß. Er würde niemals töten — niemals, niemals! Wochten sie dafür auszubereiten! Er wollte keine Opfer sein, aber!

So rühte ihm das Schicksal immer näher.

Die Truppe wurde an die Front gezogen und bekam einen Führer. Dieser hatte von Adam bereits gehört und rebete ihm folgendermaßen an: „Sie sind also der Mann, der nicht schiessen will? — Jetzt merken Sie mal auf, was ich Ihnen sage: Wenn Sie bei mir mit solchen Witzchen anfangen, dann anabe Ihnen Ihr geliebter Gott! Dann nehme ich — ich selbst — Sie in die Arbeit und lasse Ihnen aber alle Knochen brechen, ehe ich Ihnen auch nur die geringste Widerstandskraft durchgeben lasse!“ — Verstanden!“ Die letzten Worte schrie er mit hocherfüllter Stimme, daß ihm die Augen aus den Höhlen quollen.

Drei Tage blieb die Truppe in der Reserve. Dann begann es unruhig zu werden. Granaten schlugen ein und warfen schwarze Rauchwolken empor. Das gelinde Gemüher der Maschinengewehre schmetterte dazwischen. Es schien ein Anstich bevorzustehen.

Nachts wurde Adams Abstellung eingeschoben. Im Mondlicht stolpern sie schwerfällig durch Gräben. Mit Mänteln und Zeitbahnen zugebedt, lagen Leichen auf dem Grabenrand. Die Gefechtslinie, die die Kompanie besetzte, war verlassen. Das Feuer hatte sich nach rechts gezogen, wo in einem düsteren Brandfleck Granate auf Granate einschlug und von Zeit zu Zeit abgerissenes Jorgeschießerei erklang. Vor dem Feuerfleck standen schreckhaft schwarz und fast geborgene Baumstämme.

Nach einiger Zeit flaute der Sturm ab, und es wurde ruhiger. Da begann ein langer, trauriger Zug durch die Gräben zu gehen. Man schaffte die Verwundeten hinweg. Zerfetzt und verblutet lagen sie in Zeltbahnen, die von zwei Leuten getragen wurden. Manche auch hinten auf einen Kameraden gestützt vorbei oder wurden von Hilfsbereiten auf den verstrickten Händen getragen. Es war eine stille, blutige Parade, die ein schmerzliches Seufzen und Stöhnen nach sich ließ.

Adam Baldamus brachte diese Nacht in einer völligen Erstarrung zu. Er stand unbedeutend da, mitten im Mondfleck, an der Grabenwand und sah mit großen, weitgeöffneten Augen in die blauen Gefichter, die an ihm vorüberzogen. Die Hände hielt er gefaltet vor der Brust und sein Antlitz trug einen schmerzvollen Zug tiefen Erbarmens. Einige der Verwundeten erwiderten später von diesem großen, blauen Soldaten wo von etwas besonders Tröstliches. Ein Fieberfieber behauptete sogar allen Ernstes, er wäre ein Schützenkarabine Christus bezeugt, der als gemeiner Soldat wiedererstand sei, um von neuem die Menschheit durch seinen Opfertod zu erlösen.

Von diesem Eindruck, den er hervorbrachte, wußte Adam Baldamus nichts. Aber ein bohrender Schmerz wühlte in seinem Herzen, weil er nirgendwas einen Grund für diesen Massenmord, dieses jimm- und zweifelhafte Blutvergießen finden konnte. Er sagte sich, daß es nichts — aber auch gar nichts geben könnte, was diesen tödlichen Betäubenden als Rechtfertigung gelten dürfte.

„Wir sind Opfer — Opfer von Wahnsinnigen!“ dachte er. „Diese alle, die täglich wieder zur Waffe greifen und den bedauernlichen Mord wie ein Handwerk üben — sie alle wissen nicht, daß sie die Opfer eines furchterlichen Betruges sind!“

Wenn einer kommen wollte und es sagen — —!“ Während die Sonne aufging, wußte er sich vorstellend, was geschehen würde, wenn plötzlich jemand auf das Leichenfeld zwischen den Gräben, zwischen den Drahtverhauen, treten und den ungeborenen Betrug offenbaren würde, unter dem sie alle, hüben und drüben litten! So tief verankert er sich in diesen Gedanken, daß Mut haben wollte, er — hier — zu sagen! — —

Zwischen einer dritten Wirtzstille über den Schützengraben geschah an diesem Tage etwas so Unerhörtes, daß eine Erstarrung über das ganze Feld herabfiel. Denn aus dem tiefen Scherwege erhob sich plötzlich eine klare, weißlich hallende Stimme, die die Soldaten hüben und drüben aus ihren Erdhöhlen hervorlockte.

Die Stimme rief mehrmals nacheinander:

„Hört mich, meine Brüder, was ich euch zu verkünden habe!“

Es war, als ob alles vor Schreden gelähmt und stumm blieb. Kein Laut erhob, kein Schuß fiel. Von beiden Seiten starrten tausend Augen aus den tiefen Erdtrinnen hervor auf die hohe, schmale Gestalt eines Soldaten, der maßlos, barbaunt, aufrecht, — langsam zwischen den Drahtverhauen einerschritt.

Und wieder erhob sich die klare Stimme, weiblich tönend:

„Meine Brüder! Was führt euch hierher, euch zu bekämpfen?“

„Wisset ihr, was ihr tut? Wisset ihr, warum ihr es tut?“

„Ich sage euch, ihr benehrt der Stinben größte und schwerste, die nie vergeben wird. — hier nicht und dort nicht, — im Leben nicht und nicht im Tode!“ — —

Hier begannen einige der Zubehörenden zu lachen, aber sie wurden von andern heftig zur Ruhe verwiesen. Auch von der andern Seite des Feldes rief man, obgleich man dort nicht verstand, was der Fremde zwischen den Drahtverhauen sagte. So konnte Adam Baldamus in einer grenzenlosen Stille weiterpredigen. Und er sprach wie ein Feuer, das zum Himmel flammt und in die Erde hineinfrisst! Er sprach, daß die Männer rechts und links in den Gräben sich blut und flumm anhaben, da sie fühlten, daß jener furchtbare Mensch eine Wahrheit bekannte, die sie alle wie eine unerkannte schwere Last in sich schleppten. — —

Dann aber wurde Adam Baldamus' Rede sich unterbrochen. „Was gibt es hier?“ fragte der schlaftrübe Offizier, der atemlos durch den Graben herankam. „Ist bei dem Herz der Wahnsinnig furchtlos ansgetreten?“

Niemand antwortete darauf. Alles leuchtete auf die Worte dort draußen, die wie Meißelbeile auf die Ketten eines Gefesselten klangen.

„Beget die Waffen aus den Händen! — Kehret heim auf eure Reder, in eure Werkstätten! — Gehorcht nicht, wenn euch be-

sohlen wird, zu bleiben und zu mordet! Denn jene, die es befehlen, sind Werkzeuge des Betruges und der Rüge! — Ihr aber seid ihre Opfer ohne Dank und Lohn!“ — —

Dies aber waren die letzten Worte des Adam Baldamus. Ein lauter Kluch erklang, und gleich darauf knallte der dünne Peitschenhieb eines Pistolenhieb.

Die Kugel traf den Schwärmer in den Rücken! Er stotzte jäh, brach langsam in die Arme. Aber noch einmal schrie er es hinaus, was ihm das Herz belastete: „Ihr, meine Brüder, — mordet — mordet nicht!“ — Dann brach ein roter Blutstrom aus seinem Munde, und röhrend sank Adam Baldamus auf das Antlitz. — —

Totenstille hinterließ. — — Dann aber gellte ein Schrei auf — ein Schrei des Absehens und widerbestehender Berachtung! Frühe, Verwünschungen prallten aufeinander:

„Schuft!“ — „Wider!“ — „Feiger Hund!“

In dem Graben, aus dem der Schuß gefallen, standen sich plötzlich Führer und Geführte mit den Köpfen in der Hand gegenüber. Eine Woge tödlichen Hasses brandete auf und drohte alles zu vernichten!

Doch wieder erwies sich die Skoewenewohnheit der Unterdrückten stärker als die Empörung ihres Menschentums. Die Köpfe senkten sich wie in Verweiffung, aber eine Rote tiefer Scham überflutete die Stirnen.

Gegen Abend stiegen in aller Heimlichkeit einige Männer aus dem Graben und holtten den Leichnam des Soldaten Adam Baldamus zu sich.

Nachts aber donnerten wieder die Geschüsse. . .

## Kriegsgeschichten

Von Joachim Franke.

Sieben Stunden dauerte schon das Trommelfeuer unserer Artillerie auf die feindliche Stellungen. Um sieben Uhr abends, es war Sommer, sollte es mit einem Schläge aussetzen, und wir, die Infanterie, sollten im Sturmangriff auf den zermürdeten feindlichen Graben losgehen. Wir warteten voller Spannung, sitzend und bebend, auf die Gruppenführer bildend, die auf ihre Uhren fixierten, um nicht eine Sekunde zu verpassen. Unser Führer hob die Hand, wir griffen das Gewehr fester an und hielten uns zum Sprunge, um so schnell als möglich aus dem Graben zu kommen. Vor uns Drahtverhau, in den vorherigen Nächten so durchschnitten, daß wir schnell und leicht hindurchschlüpfen konnten. Von Dreck, Pulverdampf und Rauch war die Luft dicker, man konnte nicht bis zur feindlichen Stellung sehen, solche Wolken lagen über dem Boden. Dort drüben würde man unseren Angriff erst in letzter Minute merken, es galt ja, sie zu überrumpeln. Die Gruppenführer liehen die Hand fallen — das war das Signal. Mit schnellen hastigen Schritten eilten wir aus dem Graben, das Feuer ließ im selben Augenblick nach, wir kletterten durch den Drahtverhau. Mein Nebenmann schrie plötzlich gellend auf: „Ich hänge —“ Ich sah mich um und erstarrte: die Schlaufe einer seiner Handgranaten, die am Koppel hing, hat sich im Drahtverhau verwickelt, ist dängen geblieben, und mit einem Ruck hat sie die Zündung bewirkt. In Sekunden muß die Handgranate freizehen. Einer schreit: „Mensch, Koppel abmachen!“ Der Mann verzweifelt und bleich, versucht mit zitternden Händen sein Koppel zu öffnen — Sekunden, unendlich lange Sekunden vergehen — ein Krachen — der Mann liegt in Stücke gerissen zwischen dem Drahtverhau. Seine eigene Handgranate hatte ihn getötet.

Der Getretete M. wurde auf Patrouille geschickt. Durch die Trichter, die Granaten in den Kreidboden gehöhrt, sollte er sich vor-schieben und feststellen, ob die Engländer in den vordersten Stollen des Grabens sind oder was sie sonst tun. M. sieht los, Bergessen Sie nicht die Lösung: „Beldquartier!“ mahnt ihn der Leutnant. M. nicht, klettert über den Grabenrand, rückt auf allen Beinen nach vorn, in tiefer, dunkler Nacht. Kaum, daß alle Stunden eine Kugel pfeift — es ist ziemlich still zur Stunde.

M. ist vielleicht vierzig Meter vor, da wird er ansehend beobachtet — einige Schüsse knallen. M. läßt sich in einen Granat-trichter rollen und fällt auf Leichen, die seit Wochen da in der Sonnenhitze des Spätsommers modern. Eingeweide — Gewürm — bloßgelegte Knochen — das sieht M. beim Aufspringen seiner kleinen Laterne. Entsetzlicher Anblick. Es sinkt furchtbar. M. wird es übel, er übergibt sich und versucht schnell weitzuzukommen, kriecht, immer noch Hals, Nase und Mund voll Erbrechen, weiter. Ein Anruf, ein deutscher Anruf: „Wer da? Lösung?“ M. will antworten, er ersticht fast, muß brechen, tut es ganz leise, kann aber kein Wort hervorbringen. Zweiter Anruf — M. speit. Dritter Anruf und — Schuß.

Ein deutscher Soldat schleicht heran, benetzt ihm mit einer Handlampe ins Gesicht, ihm, dem toten Getreteten M., und flamm-melt erschrocken: „Mein Gott, ein Deutscher!“

Sinter der Front. Man läßt den Soldaten keine Ruhe, sie müssen exerzieren und Griffe kloppen. Und das bestlebe, „Sprung-auf-marschmarsch“ mit Gewehr und aufgespanntem Bajonett und Feldmarschmäntel gepacktem Rucksack.

Ein Leutnant kommandiert und räsoniert: „Was ist denn das! Das ist doch garnichts! Das muß ganz anders gehen, euch, sukl! Nicht fallen lassen — mit aller Kraft hinschmeißen. Also — Sprungauf, marschmarsch — hinschmeißen!“ Eine Stunde lang. Immer dasselbe!

Unteroffizier S. ist ganz links. Da stolpert er plötzlich beim Kommando „hinlegen“. Sein Gewehr schlägt eine Salvo mortale,